

DIE OFFIZIELLE BIOGRAFIE

DIRK KREUTER

MIT CHRISTIAN SCHOMMERS



ATTACKE!

Mein Weg zum Erfolg

FBV

DIRK KREUTER

MIT CHRISTIAN SCHOMMERS

ATTACKE!

Mein Weg zum Erfolg

DIE OFFIZIELLE BIOGRAFIE

DIRK KREUTER

MIT CHRISTIAN SCHOMMERS

ATTACKE!

Mein Weg zum Erfolg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@finanzbuchverlag.de

Originalausgabe, 1. Auflage 2023

© 2023 by Finanzbuch Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH
Türkenstraße 89
80799 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltliche Realisation:

Borgmeier Media Gruppe GmbH
Lange Straße 112
D - 27749 Delmenhorst
Tel.: +49 4221 93450
www.borgmeier.de

Co-Autor: Christian Schommers
Redaktion: Frank Nussbücker
Lektorat: Jette Frantz, Jan Zumholz

Korrektorat: Anne Büntig
Umschlaggestaltung: Manuela Amode
Umschlagabbildung: BV Bestseller Verlag GmbH
Satz: ZeroSoft, Timisoara
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-95972-754-9



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.finanzbuchverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Inhalt

Prolog – aus dem Burj Khalifa	9
Als mir Geld noch ziemlich egal war	13
Ein geplatzter Traum bringt mich nach vorn	13
Bring deine Mission ins Ziel! Aufgeben ist keine Option	18
Von Money und Mentoren	29
Im Hotel Opel Kadett	29
Weniger ist manchmal mehr – wie ich lernte, mich zu fokussieren	35
Mentoren, das Internet und ein streng geheimer Club	46
Honorare und Preise – (Irr-)Wege meines Lernens	55
Skalierung, Digitalisierung und Vorbildwirkung	61
Digital in die Champions League	61
Vorbild Dirk	72
Mindset, Geist und Körper	81
Sport als Akt der Eigenverantwortung	81
Dein Umfeld gewinnt immer!	89
Ernährung – du hast es in der Hand	93
Das liebe Geld	99
Geld als geprägte Freiheit	99
Wie wird man reich?	110
Was zeichnet einen guten Verkäufer aus?	117
Die Kraft der Veränderung	125
Mein unstillbarer Hunger nach neuen Ideen	125

Der Chancensblick – Krise als Sprungbrett	131
Passende Beteiligungen	142
Du bist dein einziges Limit	153
Der Gamechanger: Bannister-Effekt	153
Jetstream Membership – mein Netzwerk	158
Wer wird Jetstream Member – und wer nicht?	166
Besondere Gäste mit erstklassiger Expertise	173
Verschiebe dein Limit!	178
Nichts und niemand hält mich auf	183
Sie meinen nicht dich – vom Umgang mit Hatern und Neidern	183
Lass die Welt wissen, dass du da bist	191
Entscheidung Erfolg	199
Motivation? Entscheidend ist die Willenskraft!	199
Die Kraft der guten Gewohnheiten	207
Motivierte nicht demotivieren – das ist der Schlüssel	210
Jenseits jeden Leerlaufs	217
Was kommt jetzt noch?	225
Ein Blick in die Zukunft	225
Mentoring	231
Jetstream	232
Shop	233
Gewinnspiel	234
Über die Autoren	235

*»Es gibt zwei Arten von Menschen: die, die
rausgehen und sich holen, was sie haben wollen,
und all die anderen.«*

DIRK KREUTER

Prolog – aus dem Burj Khalifa

Von meiner großen Fensterfront im 97. Stock aus schaue ich hinunter auf die Skyline von Downtown Dubai, den Strand und das Meer. Ich liebe diesen Ausblick und genieße es, genau an diesem Ort zu sein – inmitten jener 3,5-Millionen-Metropole am Persischen Golf, der modernsten Megacity auf diesem Planeten. Einst war Dubai ein Fischerdorf am Rande der Wüste, doch heute blicke ich fast ausschließlich auf Wolkenkratzer. Jeder Quadratzentimeter hier atmet Erfolg, irre schnelles Wachstum, boomendes Business ohne Ende. Zu alledem habe ich das ganze Jahr über ein Gefühl von Sonne auf nackter Haut, was ich jeden Tag aufs Neue als inspirierend für mein Leben und meine Mission empfinde. In ganz jungen Jahren wollte ich übrigens Surflehrer werden, aber davon später mehr.

Hätte mich vor fünf Jahren jemand gefragt: »Wie sieht's aus, Dirk, wann schreibst du deine Biografie?«, hätte ich erwidert: »Das mache ich mit 70. Ich habe doch noch gar nichts zu erzählen.« Mittlerweile sieht das ganz anders aus.

Ich wohne im Burj Khalifa, dem spektakulärsten Ort in dieser pulsierenden Mega-Boomtown. Mit seinen 829,8 Metern ist der fantastisch eingerichtete Tower seit 15 Jahren das höchste Gebäude der Welt. Hier gibt es alles – angefangen beim 5-Sterne-Hotel inklusive höchstgelegenen Restaurant der Erde, perfekten Komfort mit direkter Verbindung zur weltweit größten Einkaufsmall und sagenhafte Sonnenterrassen. Für mich ist es der geilste Platz zum Leben!

Mein Unternehmen mit Hauptsitz in Bochum führe ich zum Großteil remote von Dubai aus. Mittlerweile beschäftige ich mehr

als 150 Mitarbeiter und denke über eine eigene Netflix-Doku über mich und mein Leben nach. Mein nächstes großes Ziel: 2023 sollen meine Unternehmen über 100 Millionen Euro Auftragseingang einfahren.

Es gibt auf diesem Planeten nur zwei Menschen mit einem vergleichbaren Geschäftsmodell, die mehr Umsatz machen. Einer von ihnen ist der US-Amerikaner Tony Robbins. Er ist seit 40 Jahren als Trainer der absolute Weltmarktführer. Außerhalb der USA müsste ich in unserer Branche derjenige mit den größten Marktanteilen sein. Wo stünde ich heute, wenn ich seit 30 Jahren auch im englischsprachigen Business unterwegs wäre? Das ist eine spannende Denkaufgabe – auch sie hätte ich mir vor fünf Jahren nicht zu stellen gewagt.

Lange Zeit sah ich mich vor allem in der Rolle des Verkaufstrainers, seit 2018 halte ich den Weltrekord für das größte Verkaufstraining auf diesem Planeten. Im selben Jahr geschah jedoch noch etwas anderes, das mein Leben verändern sollte: Es gab eine angedachte Kooperation mit dem Rapper Felix Blume alias Kollegah. Er ist eine Ikone in seinem Metier, und seine Zielgruppe ist einfach riesig. Sie besteht vor allem aus jungen Menschen, vornehmlich Männern. Die sahen nun mich und sagten sich: »Okay, der Typ ist 50, hat graue Haare und einen geilen Lifestyle. Er ist reich, lebt in Dubai – der *muss* was können!«

Viele dieser jungen Menschen stellten mir Fragen wie: »Soll ich zu Hause ausziehen?«, »Soll ich lieber Abitur machen und studieren oder eine Lehre anfangen?«, »Soll ich mit meiner Freundin Schluss machen, weil ich nur noch unglücklich bin?«, »Ich kann mich oft nicht motivieren, wie kriege ich das besser hin?«, »Dirk, was würdest du anders machen, wenn du heute noch mal 18 wärst?«.

Meine spontane Antwort wäre eigentlich gewesen: »Leute, dafür fehlt mir die Kompetenz. Ich bin Verkaufsexperte, okay?«

Aber so kam ich aus dieser Nummer nicht heraus. Schlagartig wurde mir klar, dass ich für diese jungen Menschen ein Vorbild

darstelle. Das war zwar nie meine Absicht gewesen, aber nun musste ich mich dem stellen. Also drehte ich das Video *Was ich meinem 18-jährigen Ich raten würde*, das innerhalb kürzester Zeit über 100.000 Views verzeichnete. Dazu veröffentlichten wir ein Buch mit dem gleichen Titel. Das war gewissermaßen meine Geburtsstunde als Mentor.

Sylvester Stallone prägte den Ausspruch: »Name above title!« Das bedeutet: Es ist im Grunde völlig egal, wie der Film heißt und worum es darin geht. Die Leute strömen ins Kino, weil Sylvester Stallone mitspielt. Genau das erlebe mittlerweile auch ich. Es geht nicht mehr darum, was ich auf der Bühne sage, entscheidend ist, dass Dirk Kreuter da oben auf dem Podium spricht.

Ich bin Mentor für Unternehmer und Selbstständige, dazu in eigener Person Unternehmer und Investor. Meine Firma arbeitet konsequent an der Internationalisierung: Das Kerngeschäft sitzt wie gesagt in Bochum – im Exzenterhaus, dem höchsten und modernsten Bürogebäude des Ruhrgebiets. 2019 bezog ich mit meiner Frau Yessi die Wohnung hier im Burj Khalifa. Das war übrigens ihre Idee. Nach einer Besichtigung dieses Towers sagte sie: »Man kann nicht in Dubai leben, wenn man nicht mindestens einmal ein Jahr im Burj Khalifa gewohnt hat.«

Ich selbst bin ja eher der Strand-und-Meer-Typ, daher wollte ich eigentlich gar nicht hierher – und heute feiere ich diese Entscheidung.

Noch in diesem Jahr eröffnen wir einen Firmensitz in Singapur. Damit steht unsere Achse Deutschland – Dubai – Asien. Europa befindet sich aus meiner Sicht politisch wie wirtschaftlich im Sinkflug, und auch die USA werden diesen wohl antreten müssen. Middle East hingegen legt weiter enorm zu. Dubai war der Weckruf für diese Länder, und Singapur ist das Tor nach Asien. Die Menschen hier sind viel hungriger, quasi jeden Tag entstehen und wachsen hier riesige Märkte. Genau deshalb orientiere ich mich nicht nach Westen, sondern gen Osten.

Ich bin davon überzeugt, dass meine Unternehmen dieses Jahr die 100 Millionen Euro Auftragseingang knacken werden. Es ist also höchste Zeit, schon jetzt das nächste Ziel anzuvisieren. Bei alledem bleibt die Frage: Wie kam es eigentlich zu dieser irren Entwicklung – warum residiere ich heute unter der Sonne, im 97. Stock des derzeit höchsten Bauwerks dieses Planeten? Um sie zu beantworten, führt uns die Reise weder nach Dubai noch nach Singapur. Wir müssen ganz an den Anfang gehen, zurück nach Deutschland – ins Sauerland des letzten Jahrhunderts, ja des letzten Jahrtausends.

Kapitel 1

Als mir Geld noch ziemlich egal war

Ein geplatzter Traum bringt mich nach vorn

Geboren wurde ich am 30. September 1967, im Sternzeichen Waage, in Neuss am Rhein. Ich war nicht geplant, sondern das, was man gemeinhin einen »Unfall« nennt. Für meine Eltern bedeutete das: Es wird geheiratet! Meine Mutter war 18, mein Vater 23. Beide hatten genug mit sich selbst zu tun, deshalb wuchs ich in meinen ersten Lebensjahren bei meiner Oma Christel auf. Sie wohnte ebenfalls in Neuss und war eine sehr herzliche Person – so, wie eben nur eine Oma sein kann. In jedem Fall sorgte sie supergut für mich. Noch heute denke ich sehr gern an ihre Kochkünste. Kartoffelpüree mit Iglo-Rahmspinat – der mit dem Blubb –, dazu weichgekochte Eier und ein großes Glas Milch ist nach wie vor eines meiner absoluten Lieblingsgerichte.

Als ich 5 war, zogen meine Eltern mit mir ins Sauerland. Dort gab es jede Menge Grün, sanfte und weniger sanfte Mittelgebirgshügel, tiefe Wälder und kristallklare Stauseen. Kinder lieben die Natur, da machte ich keine Ausnahme. Auf Bäume klettern, Hütten und Hochsitze bauen oder an Bächen Staudämme errichten, das war nun meine Welt. Und ich spielte gerne allein. Ich war ein Einzelkind, was für mich nie ein Problem darstellte, im Gegenteil. So lernte ich schon früh, Zeit nur mit mir zu verbrin-

gen, ohne mich dabei einsam zu fühlen. Genau das können viele Menschen in der heutigen Zeit nicht oder nicht mehr. Für mich dagegen sind solche Phasen extrem wichtig. Ich brauche das Alleinsein mit mir, um meine Akkus wieder aufzuladen, neue Energie zu tanken.

Mein Vater war Autoverkäufer, später Immobilienmakler. Machte er einen Deal, hatten wir viel Geld und lebten ausgesprochen gut. In Spitzenzeiten besaß mein Vater zwölf Autos. Er war ein echter Auto-Freak. Mercedes, Mini, Range Rover, BMW und Porsche zählten zu seinen bevorzugten Marken. Aber es konnte auch passieren, dass er mehrere Wochen, ja sogar Monate kein Geschäft abschloss. Dann lebten wir von dem Geld, das meine Mutter als Sekretärin in der Verwaltung eines Krankenhauses verdiente.

Ich kannte es nicht anders, und auch diese Erfahrung prägte mein Leben. Es war für mich völlig normal, dass es Zeiten gab, in denen nur sehr wenig Geld da war. Ich wusste, dass dem Zeiten folgen würden, in denen wir wieder viel Geld haben würden. Das Ganze konnte von einem Tag auf den anderen umschlagen, im wahrsten Sinne des Wortes über Nacht.

Ich war 9, als wir an der Côte d'Azur mit dem Wohnwagen Urlaub machten. Eines Abends fuhren meine Eltern ins Spielcasino. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück sagte meine Mutter zu mir: »Pack deine Sachen zusammen, wir reisen ab.«

»Wieso das denn?«, fragte ich enttäuscht, »wir sind doch erst eineinhalb Wochen hier, warum reisen wir da jetzt schon ab?«

Die Antwort war simpel: Meine Eltern hatten am Abend 25.000 Mark am Roulettetisch gewonnen. Die Hälfte davon kassierte meine Mutter als gewissenhafte Kassenwartin ein, die andere Hälfte gaben wir aus. Das hieß: Wir reisten nicht ab, sondern zogen um nach Monte Carlo ins Holiday Inn, wo wir den Rest der Ferien verbrachten. Die Zeit dort war einfach ein absoluter Traum. Hier lernte ich übrigens schwimmen.

Bei meinem Vater beobachtete ich eine hohe Risikobereitschaft, und ich sah, dass es funktionierte. Das führte dazu, dass

ich im Laufe meines Lebens immer wieder wirtschaftliche Risiken einging. Zum einen wusste ich, dass ich notfalls auch mit 500 Mark im Monat über die Runden komme. Zum anderen besaß ich dank meiner Erfahrungen aus der Kindheit das folgende Mindset: »Ich bin nicht arm – ich bin nur gerade pleite!« Diese Einstellung gab mir mein Vater mit. So wuchs ich definitiv nicht in einer typischen Angestelltenfamilie heran, für mich waren wir immer Selbstständige. Und das war auch gut so!

Mein Vater lebte das Risiko, meine Mutter stand fürs Solide. Nicht nur im Urlaub passte sie streng aufs Geld auf. Was mich betraf, achtete sie auf Genauigkeit und darauf, dass ich ordentlich angezogen war, gute Tischmanieren an den Tag legte, meine Hausaufgaben erledigte, mein Zimmer aufräumte. Bekanntlich sind das alles Dinge, die einem heranwachsenden jungen Mann nicht gerade am Herzen liegen.

Mein Vater dagegen war ein richtiger Lebemann. Er stand für Freiheit, Abenteuer und das erwähnte Risiko. Das war genau meine Kragenweite! Dementsprechend entwickelte sich mein Empfinden gegenüber beiden Eltern. Spätestens ab der Pubertät war mir klar, dass das Verhältnis zu meiner Mutter nicht das beste war.

Ich war 13, als sich die beiden trennten. Als meine Mutter daraufhin auszog, empfand ich das geradezu als eine Befreiung. Auf einmal waren all die Regeln und das Gewissenhafte verschwunden. Mein Vater achtete im Prinzip nur darauf, dass ich nicht auf die schiefe Bahn geriet, und ließ mir ansonsten jede Freiheit. Das war einfach nur cool! Heute habe ich ein prima Verhältnis zu meiner Mutter, aber damals stand sie bei mir für alles, was mit »Verboten« zu tun hatte. Als sie auszog, machte ich ehrlich gesagt drei Kreuze.

Von nun an genoss ich mein Leben erst recht in vollen Zügen. In der Schule machte ich nur noch so viel, dass ich halbwegs durchkam. Unteres Mittelfeld, das reichte mir vollauf. Mathe würde ich ohnehin nicht brauchen in meinem Traumberuf –

der auch eine Menge mit meinem Vater zu tun hatte. Er war ein sportbegeisterter Typ und führte mich seit früher Kindheit an verschiedene sportliche Disziplinen heran. Mit 6 Jahren lernte ich Skilaufen. Seit ich 10 war, spielte ich Fußball. Nicht organisiert im Verein, sondern ich trat zusammen mit ein paar Jungs gegen den Ball. Was diese Sportart angeht, war ich eher ein Mitläufer. Mein Vater begeisterte sich für Borussia Mönchengladbach, also übernahm ich das irgendwie. Allerdings wurde Fußball nie wirklich meine Nummer 1.

Die erste Sportart, die ich wirklich liebte, war das Windsurfen. Das war mit 12, und es war keineswegs Liebe auf den ersten Blick. Es brauchte eine gewisse Zeit mit dem Surfen und mir. Im zweiten Jahr war ich schon recht gut, und bald machte es mir riesigen Spaß. Das Windsurfen prägte meine Zeit von 13 bis 16 wie nichts anderes.

Als meine Mutter auszog, begann meine große Windsurfer-Phase. Mein Vater und ich surfen auf dem Biggensee im Sauerland, waren auf Sylt, auf Fuerteventura, am Mittelmeer. Egal, wo wir hinkamen, immer hieß es: Surfen, surfen, surfen! Sonne, Meer und Wassersport waren für mich der Inbegriff von Freiheit und einem geilen Lebensgefühl.

Von meinem überaus bescheidenen Taschengeld kaufte ich überdies jede Menge Surfmagazine und lernte sie auswendig. Schnell war mir klar, dass ich Surflehrer werde. Dieser Entschluss führte allerdings dazu, dass ich noch weniger für die Schule lernete. Dachte ich doch: »Wenn ich später mal Surflehrer bin, brauche ich das alles eh nicht, also verschwende ich meine Zeit nicht mit all dem unnützen Zeug!« Immerhin, ich blieb nie sitzen.

Ende der 9. Klasse sagte mein Vater: »Wir ziehen nach Fuerteventura.« Da war ich natürlich sofort dabei. Wir packten unsere Sachen ins Auto, Vater nahm mich mehrere Wochen vor den Sommerferien aus der Schule raus. Was für ein »Verlust«! Von nun an bestand mein Alltag darin, jeden Tag auf dem Surfbrett zu bestehen. Täglich Strand, Sonne und Wellen, was für

ein geiles Leben! Am Ende der Sommerferien meinte mein Vater jedoch: »Du musst zurück nach Deutschland und die Schule beenden.«

Das war das Letzte, was ich wollte. Ich fiel aus allen Wolken, Fuerteventura war das Paradies! Aber es war nichts zu machen, ich reiste ab und wohnte wie früher bei meiner Oma. Neue Schule, neuer Freundeskreis. Ich brachte meine schulische Karriere halbwegs ordentlich zum Abschluss.

Aus meinem Berufswunsch, Surflehrer zu werden, wurde dennoch nichts, aus einem einzigen, überaus simplen Grund: Die entsprechende Ausbildung hätte 10.000 Mark gekostet. Die hatte ich nicht, und meine Eltern wollten mir das Geld nicht geben. Das war echt hart! Da hatte ich nun die zehnte Klasse abgeschlossen, die Schule endlich hinter mir – und wusste nicht, was ich tun sollte.

Blicke ich heute auf diese Zeit zurück, sehe ich zwei Learnings: Zum Ersten hätte ich mich viel früher mit meinem Berufswunsch beschäftigen sollen. Mit 13, 14, 15 Jahren hätte ich verschiedene Dinge ausprobieren können, um mit 16 die wichtigen Entscheidungen zu treffen.

Zweitens hätte ich damals einen Mentor gebraucht. Einen erfahrenen Menschen, der gesagt hätte: »Du willst Surflehrer werden? Na, dann los, *arbeite* einfach als Surflehrer, ohne Zertifikat!«

In Deutschland herrscht mitunter bis heute der feste Glaube, dass du erst was bist, wenn du das entsprechende Zertifikat in der Tasche hast. Völliger Bullshit! Du kannst fast alles werden und in fast jedem Beruf erfolgreich sein, auch ohne einen auf Papier gedruckten Abschluss.

Hätte mir damals dieser Mentor gesagt: »Wenn es dein Traum ist, dann *werde* einfach Surflehrer. Du beherrscht die Sportart und kannst mit Menschen umgehen – das ist *alles*, was du brauchst, um ein guter Surflehrer zu sein.«

Ich bin sicher, ich hätte genau diesen Rat befolgt und meinen Traum in die Tat umgesetzt. Auf Fuerteventura hatte ich ja schon

erfolgreich in einer Surfschule gearbeitet. Aus dieser Erfahrung heraus wusste ich, dass das genau mein Ding ist.

Die Liebe zu Sonne und Strand, zum Meer mit seinen Wellen und zum Wassersport zieht sich durch mein ganzes Leben. Sie war mein Hauptgrund, nach Dubai zu gehen. Ich friere nun mal nicht gerne und mag es, braungebrannt zu sein. Ich mag Sonne auf nackter Haut und verbrächte mein komplettes Leben liebend gern in Flip-Flops, Shorts und T-Shirt. Und ich mag körperliche Betätigung, brauche den Sport, am liebsten unter der Sonne in freier Natur. Ja, es ist schade, dass es damals niemanden gab, der mich beiseitenahm und sagte: »Los, Dirk, *mach* das einfach!« Aber so weit kam ich damals nicht, und so sollte ich erst mal noch eine ganze Menge lernen, bevor ich wirklich in die Sonne und ans Meer zog.

Bring deine Mission ins Ziel! Aufgeben ist keine Option

Mit 17 zog ich zu Hause aus. Niemand hatte mich rausgeworfen, diese Entscheidung kam einzig und allein von mir. Ich wollte nicht mehr zu Hause wohnen, sondern auf eigenen Beinen stehen. Mein Vater lebte in der Schweiz, meine Mutter in Düsseldorf, und ich zog fürs Erste zu einem Freund ins Sauerland. Meine Oma war gestorben, als ich 16 war.

Um mein Leben zu finanzieren, suchte ich nach Arbeit in der Industrie. Ich klapperte rings herum alle Unternehmen ab und wurde schließlich fündig. In einem metallverarbeitenden Betrieb hievte ich Stahlfässer vom Band und stapelte sie auf die Ladeflächen von Lkws. Das war mein erster Job, und ich hatte Spaß daran. Noch heute besitze ich meine allererste Lohnabrechnung, so weiß ich schwarz auf weiß: Ich verdiente 900 Mark, netto.

Von meinem Gehalt mietete ich eine kleine Wohnung. Ein Auto war noch nicht drin, also joggte ich jeden Morgen die etwa

10 Kilometer bis zur Fabrik. Mein Weg zur Arbeit diente mir als Trainingseinheit. Auf dem Rückweg nahm mich ein Kollege im Auto mit. Viele Leute sagen jetzt sicher: »Oh, du Armer, da hast du es aber schwer gehabt!«

Dazu kann ich nur mit dem Kopf schütteln, denn ich selbst habe das nie so empfunden. Im Gegenteil, auch diese Erfahrung wurde ein wichtiger Bestandteil meines Mindsets: Mit 17 Jahren daheim auszuziehen, bedeutete für mich vor allem eines: Freiheit. In der Fabrik arbeiten hieß: Ich verdiente mein eigenes Geld, um diese Freiheit auch zu leben.

Morgens zur Arbeit zu laufen, war nicht immer ein Zuckerschlecken, gerade im Winter und im Sauerland. Hier im Mittelgebirge lag in den 1980ern zumeist viel Schnee, und meine Schicht begann in aller Frühe. Trotzdem bewertete ich meine Situation nie negativ. Auch diese Einstellung bewahre ich mir bis heute. Die Umstände, unter denen du gerade lebst, bestimmen nicht dein Leben. Das einzig Entscheidende ist, was *du* unter den gegebenen Umständen aus deinem Leben machst.

Im September 1985 wurde ich 18. Das war ein spannendes Alter. In der Fabrik darfst du nämlich erst ab 18 Jahren Akkordarbeit leisten, und das war mal wieder genau mein Ding. Ich wurde Schweißer, schweißte Tresore am Fließband. Im Akkord gab es dafür 16,20 Mark die Stunde. Das war fast das Doppelte von dem, was ich vorher verdient hatte – Jährige an der Maschine neben mir – einzig aufgrund meiner Leistung. Auch das prägte mich fürs Leben. Damals wie heute will ich für meine Leistung bezahlt werden. Ich möchte mein Geld nicht einfach nur dafür bekommen, dass ich ein Mann bin, ein bestimmtes Alter und einen gewissen Bildungsabschluss aufzuweisen habe. Ich will nur für meine Leistung bezahlt werden. Und ist die bestens, ernte ich natürlich auch gerne die Früchte.

Eineinhalb Jahre arbeitete ich als Schweißer, verdiente 1.800 Mark netto und kaufte mir mein erstes Auto: einen VW Bulli, 15 Jahre alt, ohne Heizung und ohne Handbremse. Nicht

das Neueste vom Neuesten, aber mein erster eigener Wagen. Wow! Überhaupt leistete ich mir von meinem Gehalt etliche Dinge, die sich andere 18-Jährige nicht kaufen konnten.

Schließlich kam der Moment, an dem ich mich fragte: »Was willst du eigentlich von deinem Leben?« Mein Gehalt war top, aber wollte ich ein Leben lang in der Fabrik arbeiten? Nein, das wollte ich nicht, allein schon meiner Gesundheit zuliebe. Stehst du tagein, tagaus bei den Schweißrobotern, atmest du jede Menge giftige Dämpfe ein. Zwar gab es da eine Abzugshaube, aber ich bekam ja mit, wie die Kollegen aussahen, die schon länger dabei waren. Die wirkten alle zehn Jahre älter, als es ihrem biologischen Alter gebührte. Deshalb beschloss ich: Nein, das kann es nicht sein!

Ich fing an, mich um einen Ausbildungsplatz zu bewerben, zunächst als Industriekaufmann, dann als Kaufmann in der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft, als Bankkaufmann und schließlich als Kaufmann im Groß- und Außenhandel. Ich hatte weder Abitur, noch konnte ich mit einem super Zeugnis punkten. Insgesamt verschickte ich exakt 120 Bewerbungen, und eine Ablehnung folgte der nächsten.

Heute würde ich das komplett anders handhaben, aber damals glaubte ich an das althergebrachte System, das wie folgt aussah: Schule, Ausbildung, Karriere – alles schön der Reihe nach wie Frühstück, Mittagessen, Abendbrot.

Das ist aber völliger Bullshit! Eines meiner erfolgreichsten Videos auf YouTube heißt Das wichtigste Video deines Lebens – der Weg zum Traumberuf. Ich drehte es 2016, und seine Message lautet: »Leute, hört auf, Bewerbungen zu verschicken – das ist dämlich!« Viel besser ist es, seine Berufswahl wie ein Verkäufer anzugehen. Schließlich musst du dich als zukünftige Arbeitskraft so verkaufen, dass der potenzielle Arbeitgeber sagt: »Na klar, den nehme ich, denn der Typ ist top!«

Kein einziger guter Verkäufer auf dieser Welt würde sein Angebot an 100, geschweige denn an 200 Firmen verschicken. Ein

Verkäufer *beschäftigt* sich zunächst einmal mit dem von ihm anvisierten Unternehmen. Dann ruft er dort an und spricht mit dem Entscheider. Genau das Gleiche machst du im Grunde auch, wenn du eine Freundin erobern, ein Buch veröffentlichen – oder eben einen Job ergattern willst. Du nimmst das Telefon in die Hand und rufst den Entscheider an. Deine schriftliche Bewerbung kannst du dann immer noch zum Vorstellungsgespräch mitbringen.

Aber so weit war ich Mitte der 1980er eben noch nicht. Nur eines wusste ich: Hätte ich keinen Ausbildungsplatz bekommen, wäre ich vermutlich in der Fabrik geblieben. Aber die 120. Bewerbung traf ins Schwarze – und auch hier verhalf mir am Ende nur ein glücklicher Zufall zum Erfolg. Dem von mir angeschriebenen Heizungs- und Sanitärgrößhandel war gerade ein Azubi abgesprungen, so bekam ich den Job.

Der Beginn meiner Ausbildung bedeutete für mich auch, dass aus monatlich 1.800 Mark netto, eigener Wohnung und Auto auf einen Schlag nur noch 550 Mark netto wurden. Jemanden anzupumpen, um meinen Lebensstandard zu halten, kam für mich nicht infrage. Damit hätte ich mich abhängig gemacht. Warum war ich denn zu Hause ausgezogen? Weil ich frei sein wollte. Außerdem wusste ich dank meiner im Elternhaus gesammelten Erfahrungen, dass über einen gewissen Zeitraum hinweg auch wenig Geld reicht.

Ich verkaufte mein Auto und gründete zusammen mit einem Freund eine WG. Mein Zimmer kostete 150 Mark, die restlichen 400 Mark mussten eben zum Leben reichen: Zeitung, Essen, Trinken, zweimal im Jahr ein bescheidener Urlaub.

Auch das zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben: Ich war mir nie zu schade, ein oder zwei Schritte zurückzugehen – um Anlauf zu nehmen und anschließend viel weiter zu springen und nach vorn zu marschieren.

Das mit dem Zurückgehen ist hier durchaus wörtlich zu verstehen. Während meiner Lehre nahm mich zwar morgens je-

mand in seinem Auto mit, aber täglich nach Feierabend packte ich meine Klamotten in einen Rucksack und lief meine 14 Kilometer bis nach Hause. Das Ganze im Sauerland, wo es gerne rauf und runter geht. Und einmal mehr brachte mich dieser auf den ersten Blick mühselig anmutende Umstand einen guten Schritt näher dorthin, wo ich heute bin.

In dieser Phase meines Lebens erlebte eine hierzulande bis dahin weitgehend unbeachtete Extremsportart einen regelrechten Boom. Triathlon heißt das Ganze und besteht aus den Disziplinen Schwimmen, Radfahren und Laufen. Bereits als 15-Jähriger hatte ich im Playboy meines Vaters einen Artikel über einen Triathleten gelesen. Es war meine erste Begegnung mit diesem Sport.

Jenen knallharten Einzelgänger, der ein bisschen wie einer von den Navy Seals wirkte, fand ich megacool. Die Figur des Lonesome Cowboy hat mich schon immer beeindruckt, und genau zu denen zählten für mich Triathleten: Leute, die eine verdammt hohe Eigenverantwortung tragen und das, was sie erreichen, aus eigener Kraft schaffen. Triathlon vermittelt dir genau das in Reinform. Jedwede Hilfe von außen ist nicht erlaubt, und um ins Ziel zu kommen, brauchst du eine hervorragende Kondition, jede Menge Kraft und, nicht zu vergessen, einen absoluten Willen, Motivation und eine perfekte Koordination. Kurzum, Triathlon war genau mein Ding.

Laufen konnte ich von Hause aus, Kraulschwimmen brachte ich mir selbst bei, und ein Fahrrad hatte ich auch. Während meiner Lehre ging es also mit dem Triathlon los. Es war, als hätte dieser Sport geradezu auf mich gewartet. Schon bald träumte ich davon, beim »Ironman Hawaii« zu starten, dem ältesten und berühmtesten Triathlon dieses Planeten auf der Langdistanz.

Meine großen Vorbilder hießen Dave Scott und Scott Tinley, beides wahre Giganten unter den Triathleten jener Jahre. Dave Scott gewann den Ironman Hawaii zwischen 1980 und 1987 sechsmal, Tinley kam hier 1982 und 1985 auf immerhin zwei

Siege. Beide gehören für alle Zeiten zu den Ikonen dieser Sportart – und genau denen eiferte ich nach, vor allem in einer ganz entscheidenden Beziehung. Du findest auf den Ergebnislisten dieses Sports hinter manchem Starter das Kürzel DNF. Diese drei Buchstaben stehen für »did not finish«, was bedeutet, dass der Triathlet nicht ins Ziel kam. Eine Verletzung, eine irreparable technische Panne am Rad oder ein falsches Mindset – irgendetwas hatte den Athleten dazu gezwungen, das Rennen aufzugeben. Bei diesem Sport führst du einen permanenten Dialog mit deinem inneren Schweinehund, der dir in einem fort Dinge sagt wie: »Mach doch mal langsamer – überhaupt, warum tust du dir das eigentlich an?« Dieser Kampf wird quasi mit jedem Kilometer härter.

Ich orientierte mich an Triathleten wie Scott oder Tinley vor allem deshalb, weil hinter ihren Namen niemals die genannten drei Buchstaben standen. Egal wie – und wenn sie direkt nach dem Zieleinlauf ins Krankenhaus eingeliefert werden mussten – diese Männer kamen stets ins Ziel, beendeten ihr Rennen erfolgreich. Sie waren echte Vorbilder!

Genauso hielt ich es, selbst wenn ich für den abschließenden Marathon vier Stunden brauchte, weil ich derart fertig war, dass ich die Hälfte der Distanz gefühlt nur noch krabbeln konnte. »Bring es ins Ziel!« heißt bis heute mein Motto, längst nicht mehr nur beim Triathlon. Dinge unter allen Umständen durchziehen, lehrte mich dieser großartige und herausfordernde Sport.

Dass mich hier niemand falsch versteht: Wer im Triathlon aufgibt, ist damit für mich nicht automatisch ein Loser. Es gibt Umstände, die dich dazu zwingen, das Rennen vorzeitig zu beenden. Vielleicht ist dein Rad so kaputt, dass du nicht mehr weiterfahren kannst. Und irgendwann kommt *jeder* Körper an seine absolute Grenze.

Die große Kunst besteht für mich darin, diese Umstände zu vermeiden. Das fängt bei der Vorbereitung an, bei Fragen wie: Wann muss ich wie trainieren, was muss ich trinken und essen,